

Ausgabe Oktober 2020

<https://www.blaetter.de/ausgabe/2020/oktober/gewalt-macht-hegemonie>

Gewalt. Macht. Hegemonie. Zur Aktualität von Henry Kissinger

von [Bernd Greiner](#)

Was macht eine Ordnungsmacht, wenn ihr die Ordnung entgleitet? Was bedeutet der Verlust von Macht und Einfluss? Wo ist Amerikas Platz in einer multipolaren Welt? Ist es ratsam, sich dem Wandel entgegenzustellen, ihn gar aufhalten zu wollen? Diese Fragen stellen sich den Vereinigten Staaten seit Jahren. Sie sind also keineswegs neu, sondern drängten bereits Ende der 1960er Jahre mit aller Macht auf die politische Tagesordnung.

Wegen der immensen Belastungen des Vietnamkrieges taumelte der Dollar damals als internationale Leitwährung von einer Krise zur nächsten; die Sowjetunion hatte wegen der Invasion in der ČSSR zwar politisch einen Rückschlag zu verdauen, befand sich militärisch aber auf dem besten Weg, mit dem Atomwaffenarsenal der USA gleichzuziehen; für die Unabhängigkeitsbewegungen in der Dritten Welt war der „American Way“ mittlerweile ein Entwicklungsangebot unter vielen und beileibe nicht das attraktivste; und obendrein demonstrierte die Bundesregierung in Bonn unter Willy Brandt mit ihrer Ostpolitik, dass Westbindung und eigenständiges Denken kein Widerspruch sein mussten.

Zu Hause ging es ebenfalls drunter und drüber. Wohlfeil war es, sich über die Protestierer aufzuregen, die anlässlich der Nominierung eines Präsidentschaftskandidaten der Demokratischen Partei unter tätiger Mithilfe der Polizei in Chicago in den Ausnahmezustand randalierten. Tatsächlich ging es um viel mehr – um politische Erosionsprozesse auf allen Ebenen, die Elite des Landes eingeschlossen. Vom legendären Nachkriegskonsens blieb angesichts der Wortmeldungen von Parteigranden, Senatoren und „elder statesmen“ nicht mehr viel übrig. Zeitdiagnose im Panikmodus, wohin man auch blickte. Eine Arroganz der Macht attestierten die einen, Torheit und Selbstüberdehnung die anderen. Und allen war Ratlosigkeit gemein. Oder blankes Entsetzen, nachdem Hoffnungsträger wie Robert Kennedy und Martin Luther King von Attentätern niedergestreckt worden waren.

Die Aufgeregtheiten von damals sind heute Geschichte, nicht aber das Thema. Seither wird vor unterschiedlichen Kulissen und mit wechselnder Besetzung über die Rolle der USA als Welt- und Ordnungsmacht gestritten. Was will und kann man erreichen? Mit welchen Mitteln, an wessen Seite und zu welchem Ende? Dass daraus ein immerwährendes Selbstgespräch wurde, liegt an der politischen Beschleunigung des Weltgeschehens, die mit hoher Schlagzahl gewohnte Koordinaten durcheinanderwirbelt und neue Akteure hervorbringt. Multipolarität verträgt sich auf Dauer nicht mit Hegemonie, stabile Bündnisse werden in volatiler Umgebung schnell zum Anachronismus, Dominanz zieht in der Konkurrenz mit kluger Führung den Kürzeren. Was freilich nicht ausschließt, dass Wege in die Zukunft trotz alledem auf den Landkarten der Vergangenheit gesucht werden.

Die Liaison von Macht und Geist

Beim Nachdenken über tragfähige Antworten greifen US-Politiker und Militärs gerne auf ein Modell zurück, das nach der Weltwirtschaftskrise und am Vorabend des Zweiten Weltkrieges seine Bewährungsprobe bestanden hatte – die Liaison von Macht und Geist. Generationen von Intellektuellen verbringen ihr Leben noch immer als Pendler zwischen Universitäten, Denkfabriken und den Vorzimmern der Macht, einige schaffen es als Sekundanten auch in den innersten Kreis. Und

manche leiten ihre Wichtigkeit aus der bloßen Behauptung ab, bedeutend zu sein, ehe sie von der Realität eingeholt werden und sich wieder in die lange Beraterschlange einfädeln müssen.

1969 betrat mit Henry Kissinger jener Mann die große Bühne, der zur Inkarnation der Verbindung von Geist und Macht werden sollte. US-Präsident Richard Nixon, der vor seiner Wahl dem Land einen großen Plan versprochen hatte, ohne Genaueres geplant zu haben, machte ihn zu seinem Gehilfen. Kissinger galt als Diener aller Herren, aber auch als Egomane, dessen Zuarbeit Fluch und Segen zugleich sein konnte. Nixon ging das Risiko ein, zumal sein Assistent wichtige Qualitäten für eine Orientierung im Ungewissen mitbrachte. Kissinger hatte sich in Harvard, Washington und New York fast zwanzig Jahre lang in der Grauzone zwischen Wissenschaft und Politik bewegt und das Ideenreservoir zur Pflege amerikanischer Ansprüche aus der Nähe kennengelernt. Mit originellen Einfällen war er nicht hervorgetreten. Wohl aber als Zeitgenosse mit einem ausgeprägten Gespür für wechselnde Stimmungen und der Begabung, Gedanken anderer bündeln und die Synthese als Eigenprodukt ausgeben zu können.

Im Verkauf war er schier unerreicht. Kissinger konnte aus beiden Mundwinkeln zugleich reden und beherrschte die Kunst des raunenden Schreibens sowie der vernebelten Rede. Bei Bedarf schielte er in die eine Richtung und rannte in die andere davon. Diese Flexibilität war in Nixons Augen sogar von Vorteil, jedenfalls im Umgang mit der vermeintlich übelwollenden Presse. Wie auch immer: Kissinger half dem Präsidenten beim Sortieren seiner Vorstellungen. Darunter finden sich drei, die bis heute wie Untote immer wieder durch das Weiße Haus geistern.

Der Urgedanke bis heute: Amerikas Vorherrschaft ist unverzichtbar

Erstens: Amerikas Vorherrschaft ist unverzichtbar. Im moralisch überhöhten Bild der auserwählten Nation ist dieser Anspruch konserviert, eine selbstverordnete Wahrheit im Rang eines Naturrechts. Kissinger verkündete die Begründung. Europäer, so betonte er ausgerechnet 1973 in seiner Rede zum „Jahr Europas“, haben nur regionale Interessen im Blick und können folglich keine globale Verantwortung übernehmen.^[2] Eliten der Dritten Welt bestritt er die Fähigkeit zum Denken in weltpolitischen Zusammenhängen ohnehin, in Kissingers Orbit kamen sie bestenfalls als Statthalter des Westens mit klar begrenzten Aufgaben und beschränkter Haftung in Frage – und auch das nur nach Abschluss eines politischen Erziehungsprogramms. Über die Rivalen aus dem sozialistischen Block verlor Kissinger in diesem Zusammenhang nicht viele Worte, stellten sie doch aus seiner Sicht die Legitimität der existierenden Ordnung wie eh und je in Frage. Will sagen: Stabilität ist gleichbedeutend mit amerikanischem Übergewicht, Gleichgewicht der Macht heißt, dass die Vereinigten Staaten ebenso viel oder mehr auf die Waage bringen wie alle anderen Mächte zusammen – jedem einzelnen überlegen, gegen jedes Bündnis gewappnet. Wer aber die Welt für jene ordnet, die im Gebrauch der Macht nicht geübt sind, und vor jenen schützt, die mit Macht Missbrauch betreiben, hat selbstverständlich das Recht zu Alleingängen. Auch so kann und sollte „America First“ gelesen werden.

Zweitens: Eine Führungsmacht braucht den Willen zur Gewalt. Hinter diesen Merksatz setzte Kissinger gleich mehrere Ausrufezeichen, er hatte ihn in seinen Lehr- und Wanderjahren wie kaum etwas anderes verinnerlicht und bei ungezählten Anlässen selbst vorgetragen. Im Kern handelte es sich um eine Polemik gegen die traditionelle Lesart der Abschreckung oder gegen die Annahme vom stummen Wirken der Weltuntergangswaffen. Dergleichen nur zu besitzen, so sein Einwand, ist allenfalls ein Ausweis materieller Stärke. Politische Macht schlägt daraus erst, wer eine Entschlossenheit zum Einsatz dieses Arsenal demonstriert.

Demnach waren gerade im Frieden entwaffnende Auftritte gefragt, um den Krieg zu verhindern – wie zur Zeit der Kuba-Krise, die Kissinger zum Vorbild von Willensstärke und Durchsetzungskraft überhöhte. Dass im Oktober 1962 zum Tanz auf dem Vulkan geladen worden war, ließ er als Einwand

nicht gelten. Im Gegenteil: Er münzte die damalige Erfahrung in ein Dogma um. Politische Sicherheit und militärisches Risiko sind zwei Seiten einer Medaille, eine Ordnungsmacht, deren Gewaltbereitschaft in Frage steht, verspielt ihre Glaubwürdigkeit. Auch so wollte Kissinger Realpolitik verstanden wissen. Nämlich als Rückbesinnung auf eine Lektion, die seines Erachtens ohne Not in Vergessenheit geraten war: Diplomaten sichern Frieden nur dann, wenn sie das Handwerk der Nötigung beherrschen. Außenpolitik muss vom Militärischen ausgehend gedacht werden, ansonsten verfehlt sie ihren Zweck.

Drittens: Macht beruht auf Angst. Henry Kissingers publizistischer Durchbruch stand im Zeichen dieser Formel. Sie war der Dreh- und Angelpunkt seines 1957 erschienenen Bestsellers über die Rolle von Nuklearwaffen in der Außenpolitik und markierte den psychologischen Mehrwert erfolgreicher Abschreckung. Niemand soll dem Irrglauben aufsitzen, auf der militärischen Eskalationsleiter mit den USA mithalten zu können, Risiken werden reduziert, sobald die andere Seite mehr Angst vor dem Krieg hat als man selbst. Sicherheit ist demnach kein Gut, das allen gemein ist und von allen gleichermaßen in Anspruch genommen werden kann. Es geht vielmehr um asymmetrische Verteilung. Sicherheit auf der einen Seite steht und fällt mit Unsicherheit auf der anderen Seite.

Mittels Spieltheorie und Verhaltenspsychologie polierte Kissinger damit einen gedanklichen Rohling in der Vorstellungswelt des Präsidenten. Unberechenbarkeit vortäuschen und darauf wetten, dass die Adressaten rational genug sind, sich im entscheidenden Moment zurückzuhalten – das war Teil des „großen Spiels“, das Nixon zur Revitalisierung amerikanischer Vormacht ins Auge gefasst hatte. Unbedachtes Handeln war damit selbstredend nicht gemeint, nahm man doch für sich in Anspruch, als Dramaturg des Geschehens im Zweifel selbst die Notbremse ziehen zu können.

Diese Dogmen hingen seit 1969 wie Bleigewichte an der praktischen Politik der USA. Gegenüber der Dritten Welt, wo jede noch so geringfügige Unruhe durch die Brille der Systemkonkurrenz gesehen und einzig danach beurteilt wurde, ob sie der UdSSR nutzte oder irgendwann nutzen könnte. Gegenüber der Sowjetunion und der VR China, die man zum einseitigen Vorteil der USA gegeneinander ausspielen wollte. Gegenüber Verbündeten, die zur Ordnung gerufen wurden, sobald sie Zweifel an militärisch grundierten Ordnungsmodellen vortrugen, über eine neue Sicherheitsarchitektur nachdachten oder „eurokommunistische“ Parteien als legitime Wettbewerber im politischen Meinungsstreit tolerierten. So gesehen steht Henry Kissingers vielzitierte Realpolitik für den Versuch, die Realität zurechtzubiegen, bis sie wieder ins Korsett eherner Vorgaben passte. Und dieses Korsett war nach dem Maß des Kalten Krieges geschneidert, aus ihm konnte und wollte er sich nicht lösen.

Nixons Dreiecksdiplomatie mit Moskau und Peking

Unter Nixon ging es um die Quadratur des Kreises. Anders lässt sich die viel zitierte Dreiecksdiplomatie mit Moskau und Peking kaum beschreiben. Den Haupttrivalen Sowjetunion durch eine Annäherung an China unter Druck setzen und langfristig mit Hilfe schwergewichtiger Verbündeter strangulieren, aber dennoch bei Laune halten, weil Moskau bei der Eindämmung Pekings nützlich sein konnte? Die UdSSR für wohlwollende Zurückhaltung in der Dritten Welt mit Rüstungskontrolle oder prestigeträchtiger Gipfeldiplomatie belohnen, aber jedes Entgegenkommen in der Schwebe halten und im Falle enttäuschter Erwartungen stornieren? Wie das funktionieren sollte, blieb selbst Nixon und Kissinger ein Rätsel. Die VR China politisch aufwerten, aber zugleich wissen lassen, wer den Taktstock führt? Und keinen Hehl daraus machen, dass man noch andere Optionen in petto hat? Obwohl Mao es gewesen war, der nach schüchternem Anklopfen aus Washington das „Tor nach China“ aufgestoßen und den USA eine Gelegenheit offeriert hatte, die man nicht ausschlagen konnte. Schon beim ersten Ansehen war das ein Ritt auf sehr dünnem Eis. Doch die Fragen beantworteten sich im Handumdrehen von selbst. Die sowjetische Führung hatte, wie nicht zuletzt die Depeschen ihres Botschafters in Washington illustrieren, das Spiel durchschaut

und ging unbeirrt ihren Weg, rüstete weiter massiv auf und suchte nach Verbündeten unter den Blockfreien – alles um den Preis, dass die anfänglich mit der Entspannung verbundenen Hoffnungen enttäuscht wurden. Mao und Tschu En-lai machten auf subtile, aber unmissverständliche Weise klar, dass die USA im Zweifel auf China mehr angewiesen waren als umgekehrt.^[3] Ihre Nachfolger gingen noch einen Schritt weiter und ließen es bis in die 1990er Jahre wiederholt auf eine Abkühlung der Beziehungen ankommen – nicht, um das Erreichte aufs Spiel zu setzen, sondern zwecks Demonstration eines neuen Selbstbewusstseins. Man mochte es drehen, wie man wollte: Das Dreieck war ein Luftschloss, gebaut von Männern, die ihre Fähigkeiten überschätzten und Grenzen verschieben wollten, die nicht mehr zu verschieben waren. Dadurch wurde der Kalte Krieg am Leben erhalten – und das zu einer Zeit, als Alternativen in Gestalt der bundesdeutschen Ostpolitik oder des KSZE-Prozesses längst vorhanden waren.

Kissinger als Einpeitscher

Nixon klammerte sich an die Idee einer geopolitischen Schubumkehr, derweil Kissinger den Einpeitscher gab oder seine Weltuntergangsphantasien hegte. Abgrund, Überlebenskampf, Apokalypse, bei der Letztbegründung amerikanischer Hegemonie kannte der Sicherheitsberater nur ein Vokabular in Übergröße. Seine Warnungen vor einer Wiederholung der Geschichte, für ihn gleichbedeutend mit der Besetzung des Rheinlandes unter Hitler,^[4] muten bizarr an. Ganz Lateinamerika unter der Knute Kubas oder Chiles, große Teile Westeuropas binnen zehn Jahren im Würgegriff des Eurokommunismus, ein von Vietnam beherrschtes Südostasien – Kissinger meinte tatsächlich, was er sich in dunklen Stunden ausmalte. Darauf gab es nur eine Antwort: Die Vereinigten Staaten mussten Entschlossenheit demonstrieren, um ihre Interessen zu schützen; und ihr Interesse bestand darin, entschlossen aufzutreten.^[5] Ein Zirkelschluss, gewiss. Und zugleich eine Erklärung, warum der Krieg in Vietnam künstlich in die Länge gezogen wurde. Gerade weil man nicht gewinnen konnte, kämpfte man weiter, nämlich gegen den Eindruck, dass die USA vor einer viertklassigen Macht in die Knie gegangen waren. Konsequenterweise stand im Sprachschatz des Weißen Hauses ein Wort unangefochten an der Spitze: Glaubwürdigkeit. Man könnte es auch durch den Begriff Erfahrungsresistenz ersetzen. Gemeint ist beide Male dasselbe: der verbissene Kampf gegen Amerikas Bedeutungsverlust, egal wie, egal wo, sei es allein, sei es mit Stellvertretern.

Der Preis war in der Dritten Welt fällig. Auf Millionen summieren sich die Opferzahlen aus Vietnam, Kambodscha, Ostpakistan, Chile und Ost-Timor, wie viele tatsächlich starben, wird wohl nie zu ermitteln sein. Selbstverständlich wäre es fahrlässig, dafür in der Hauptsache Henry Kissinger verantwortlich zu machen. Er war Gehilfe mit Vorschlagsrecht, die letztendliche Entscheidung lag bei Nixon. Davon abgesehen dürfen die lokalen Akteure nicht in den Hintergrund treten, Diktatoren vom Schlage eines Pol Pot, Haji Mohamed Suharto oder Augusto Pinochet, die für ihr blutiges Handwerk keine Ermunterung aus Washington brauchten.

Wie sich die »Realpolitik« gegenüber der Realität abschottet

Gleichwohl stehen Kissingers Skrupellosigkeit und Zynismus selbst in den skrupellosen Tagen des Kalten Krieges für sich. „Da draußen leben nur 90 000 Menschen“, sagte er Mitte der 1950er Jahre über die Atomwaffentests auf dem Bikini-Atoll. „Wen schert das schon?“^[6] Ein elender Satz, den man am liebsten vergessen würde, aber nicht übersehen kann. Denn für Kissinger waren Leben im Kampf um Amerikas Macht grundsätzlich entbehrlich; er ignorierte die Toten und machte jene lächerlich, die sich für sie interessierten. Und bisweilen zog er gegen die als naiv oder töricht Abgestempelten zu Felde, wenn sie seine politischen Kreise störten. Es war eine Vorwärtsverteidigung gegen das Notwendige, aber bis heute Vertagte: ihn wegen Mitverantwortung auch juristisch zur Rechenschaft zu ziehen. Die Tonbandprotokolle seiner Gespräche mit dem Präsidenten stehen als Beweismittel zur Verfügung.

Gewalt. Macht. Übergewicht: Dass der politische Horizont von Hegemonialmächten durch diese Trias definiert ist, gehört zum Kernbestand einer jahrhundertelangen Erfahrung. Erstaunlich ist indes immer wieder, wie radikal sich Realpolitik gegenüber der Realität abzuschotten vermag. Oder wie schnell vorhandene Erfahrungen ausgeblendet werden, wenn sie nicht zum Anforderungsprofil der Tagespolitik passen.

Kurz vor seiner Berufung zum Sicherheitsberater hatte Henry Kissinger als Privatmann Vietnam bereist und sich profunde Kenntnisse zur Geschichte des Landes angeeignet – genug jedenfalls, um die schier unerschöpflichen Quellen des Widerstands gegen Invasoren oder andere Vormünder zu verstehen. Davon war in seinen Washingtoner Tagen jedoch nichts mehr zu spüren, es schien, als hätte er sein Wissen rückstandslos entsorgt. Er ignorierte die Ursachen sozialer Verwerfungen und politischer Konflikte und predigte stattdessen Kalendersprüche von bemerkenswerter Schlichtheit: Wer Hauptstädte kontrolliert, beherrscht ein Land, wer sich mit der regionalen Hauptmacht arrangiert, stabilisiert die ganze Region, Investitionen in ein starkes Militär sind ertragreicher als mühselige Reformprojekte an Haupt und Gliedern. In diesem Rahmen bewegten sich die Debatten über Vietnam, Kambodscha, Chile, Indonesien oder Angola. Dass Kissinger im Fall Rhodesien davon abwich und die Apartheid als Politikum sui generis betrachtete, war die Ausnahme, die eine ansonsten gültige Regel bestätigte. Und deshalb stand der Erfolg der Pendeldiplomatie im Nahen Osten auf tönernen Füßen – weil die Neutralisierung sowjetischen Einflusses, gute Beziehungen zu moderaten Arabern und Schützenhilfe für den Partner Iran Priorität hatten und die Beschäftigung mit religiösen, kulturellen und ethnischen Konfliktursachen komplett verdrängten. Unerwünschte Nebenwirkungen oder langfristige Effekte in Erwägung zu ziehen, behielt sich Kissinger für seine Bücher vor; als Berater folgte er den kurzsichtigen Profiterwartungen des Weißen Hauses.

Wider Kissingers Willen: Die unbeabsichtigte Entspannungspolitik

Ironischerweise hinterließ das Unbeabsichtigte den tiefsten Fußabdruck. Das Rüstungskontrollabkommen SALT – gedacht als Bauer in einem geopolitischen Schachspiel und als Narkotikum für heimische Kritiker des Vietnamkrieges – setzte einen sowjetisch-amerikanischen Expertendialog in Gang, der in seiner Bedeutung gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Der dauerhafte Austausch auf zweiter und dritter Ebene trug zum Abbau von Vorurteilen und verzerrten Wahrnehmungen bei, wirkte also wie eine politische Entgiftungsanlage. Ebenso fühlten sich Aktivisten durch SALT ermuntert. Während Kissinger die öffentliche Debatte über Rüstungskontrolle am liebsten von heute auf morgen gekappt hätte, feilten Wissenschaftler, Politiker und Graswurzelaktivisten an Vorschlägen zu konventioneller Abrüstung und atomwaffenfreien Zonen. Mit dem Ergebnis, dass Gegenentwürfe zum Washingtoner Verständnis von Sicherheitspolitik in Umlauf kamen, Ideen über Selbstbindung und Gewaltverzicht, über strukturelle Nichtangriffsfähigkeit und geteilte, sprich gemeinsame Sicherheit.

Ähnliches lässt sich im Fall der bundesdeutschen Ostpolitik feststellen. Washingtons Unterstützung – widerwillig vollzogen, um auf der Lok eines fahrenden Zuges noch einen Sitzplatz zu ergattern – erweiterte nicht nur den Spielraum Willy Brandts; sie bestätigte auch dessen Anliegen, die transatlantischen Beziehungen als Partnerschaft statt als Vormundschaft zu sehen. Für Brandts Konzept einer vertrauensbasierten Ost-West-Diplomatie hatte Kissinger dieselbe Verachtung übrig, die er dem Staatsmann Brandt entgegenbrachte. Dass Westeuropa vor seinen Augen zu einem Laboratorium außenpolitischer Innovationen wurde, konnte er indes nicht verhindern. Um des Zusammenhalts der Nato wegen musste er gar der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa seinen Segen geben, dem ungeliebten Projekt, das seit Mitte der 1970er Jahre die Entspannungspolitik trotz wiederholter amerikanischer Störfeuer am Leben hielt.[\[7\]](#)

An alldem zeigt sich: Henry Kissinger Blick reichte nur bis zum Horizont des Kalten Krieges, jenseits dessen gab es für ihn keine realitätstaugliche Welt. So entpuppt er sich letztlich als ein Scheinriese,

der immer kleiner wird, je näher man ihm kommt. Sein großes Glück: In unübersichtlichen Zeiten werden selbst eindimensionale Denker wie brillante Seher gehandelt. Und weil Richard Nixon im Schatten selbst verschuldeter Skandale verschwand, konnte Kissinger am Ende als Lichtgestalt hervortreten.

Eine Klasse für sich – als Werbetexter und Impresario seiner selbst

Zugleich verstand Kissinger es wie kein anderer, sich zur Marke in Übergröße zu machen. Als Werbetexter und Impresario seiner selbst ist er seit jeher eine Klasse für sich, egal ob in jungen Jahren, auf dem Höhepunkt der Karriere oder als Pensionär. „Man wird sich an ihn [...] mehr wegen seiner grellen Auftritte als wegen seiner Vorstellungen zur Ordnung der Welt erinnern“, rief ihm die „New York Times“ zum Abschied aus dem Amt hinterher.^[8]

Eine treffende Prognose, weil der Autor das Geheimnis von Kissingers Selbstvermarktung entschlüsselt hatte: Man muss in der Lage sein, aus jeder Trivialität etwas Extravagantes herauszuholen und jede Banalität als höhere Einsicht zu verkaufen. Wobei Henry Kissinger immer ein feines Gespür für sein Publikum mitbrachte. Obwohl er seit der Jahrtausendwende kräftig Gegenwind bekam, stilisierte sich der Kalte Krieger Kissinger weiterhin mit Erfolg zum Prototyp des Konfliktlösers. Das sagt einiges über den Sender der Botschaft und noch mehr über das Bedürfnis der Empfänger nach Orientierungshilfe. Unter der Show durfte aber die Substanz nicht leiden, nämlich Kissingers Huldigung des Imperiums. Auch darauf verstand er sich wie kein Zweiter, so der Historiker Ronald Steel. „Niemand außer ihm kann Brutalität und prinzipienlose Macht mit einem derart geschönten Gewand umhüllen.“ Demnach bestand sein spezielles Talent darin, selbst für das Unsägliche und Unnötige noch triftige Gründe zu finden. Für die einen war er deshalb unwiderstehlich, für andere unausstehlich und für alle unvermeidlich. Am Ende mehren ausgerechnet die schärfsten Kritiker noch seinen Ruhm, indem sie ihn schlicht für alle Übel dieser Welt verantwortlich machen und damit im Negativen überhöhen. Noch einmal Ronald Steel: „Wenn Kissinger Attila der Hunnenkönig wäre, würde er immer noch ein großes Publikum anziehen, weil alle scharf darauf sind, ein Monster zu sehen.“^[9] Wer jedem als Projektionsfläche dient, hat sich die Gesetze des Marktes am konsequentesten zu eigen gemacht. Deshalb wird Henry Kissinger weit über seine Zeit hinaus ein Abonnement in der ersten Reihe besitzen.

»Das nationale Interesse ist bisweilen wichtiger als das Gesetz«

Zur historischen Verortung Henry Kissingers gehört nicht zuletzt seine Gleichgültigkeit gegenüber der parlamentarischen Demokratie. Deren tragende Säule, Gewaltenteilung und Rechenschaftspflicht der Regierenden gegenüber den Regierten, war ihm im besten Fall gleichgültig. Und wenn es seines Erachtens not tat, kämpfte er mit Haken und Ösen dagegen an. „Das nationale Interesse ist bisweilen wichtiger als das Gesetz.“^[10] Derlei Sätze waren keine Ausnahme, sie gehörten zum Standardrepertoire und kamen regelmäßig zum Zuge, wenn er sich vom Kongress, von Medien oder zivilgesellschaftlichen Aktivisten in der Wahrnehmung von Dienstgeschäften gestört sah. In anderen Worten: Handverlesene Eliten machen Außenpolitik, demokratisch gewählte Politiker sind für den nachgeordneten Rest und das Bändigen von Emotionen zuständig. In diesem Sinne blieb der Bewunderer europäischer Kabinettsdiplomaten wie diese ein Mann des 19. Jahrhunderts.

Der Papierform nach hätte Henry Kissinger bei fast allen Präsidenten nach Nixon, den republikanischen zumal, unterkommen können. Seine Vorstellungen von Amerikas Weltmachtrolle blieben gefragt wie ein Angebot ohne Verfallsdatum, die Resultate schienen unerheblich oder verzeihlich. Ein ausgeprägter Nationalismus gehörte zur Grundausstattung von Ronald Reagan; George Bush sen. arbeitete mit dem Blitzkrieg gegen den Irak an der Wiederbelebung amerikanischer Glaubwürdigkeit, sein Sohn setzte auf Stärke durch Unberechenbarkeit. Auch das autokratisch eingefärbte Amtsverständnis stand trotz zwischenzeitlicher Kritik wieder hoch im Kurs, nachdem

Rechtsgutachter und Richter seit den 1980er Jahren die Machtprivilegien der Exekutive auf dem Gebiet der Außenpolitik bestätigt hatten.^[11] Dass er nie wieder in eine Regierung berufen wurde, obwohl er sich allen Präsidenten nach Nixon unermüdlich aufdrängte, hat mit seiner Persönlichkeit und politisch schwer verdaulichen Marotten zu tun. Sein Extremismus der Eitelkeit wäre vielleicht verkräftbar gewesen. Die Intriganz und die Neigung, seinen Chefs öffentlich oder privat in den Rücken zu fallen, waren es nicht. Dennoch ist Henry Kissinger in vielfacher Hinsicht über all die Jahre aktuell geblieben – wie das Relikt einer Zeit, die zwar vorüber ist, aber nicht vergehen will.

Der Beitrag basiert auf dem neuen Buch des Autors, „Henry Kissinger – Wächter des Imperiums. Eine Biographie“, das soeben im C.H. Beck Verlag erschienen ist.

^[1] Henry Kissinger, zit. nach Daniel Ellsberg, *Secrets. A Memoir of Vietnam and the Pentagon Papers*, New York 2002, S. 233. Vgl. David Landau, *Kissinger. The Uses of Power*, Boston 1972, S. 190.

^[2] Henry Kissinger, Rede in New York zum „Jahr Europas“ am 23.4.1973, in: „The New York Times“, 24.4.1973.

^[3] William Burr (Hg.), *The Kissinger Transcripts: The Top Secret Talks with Beijing and Moscow*, New York 1999, S. 83-217.

^[4] Norman A. Graebner u.a. (Hg.), *America and the Cold War, 1941-1991. A Realist Interpretation*, Santa Barbara 2010, S. 375 ff.; Garry J. Bass, *The Blood Telegram. Nixon, Kissinger, and a Forgotten Genocide*, New York 2013, S. 299; *Joseph Alsop Papers, Part IV: General Correspondence, 1916-1989, Box 229, Folder 2: 1975, K, Library of Congress, Manuscript Division.*

^[5] Vgl. Gregg Grandin, *Kissingers langer Schatten. Amerikas umstrittenster Staatsmann und sein Erbe*, München 2016, S. 134, 156.

^[6] Henry Kissinger, zit. nach Daniel Immerwahr, *Das heimliche Imperium. Die USA als moderne Kolonialmacht*, Frankfurt a. M. 2019, S. 496.

^[7] Michael Cotey Morgan, *The United States and the Making of the Helsinki Final Act*, in: Fredrik Logevall und Andrew Preston (Hg.), *Nixon in the World. American Foreign Relations, 1969-1977*, Oxford 2008, S. 164-182.

^[8] Leslie H. Gelb, *What, exactly, is the Kissinger legacy?*, in: „The New York Times Magazine“, 31.10.1976, Section SM, S. 79. Vgl. William Pfaff, *Kissinger's Failures*, in: „The New York Times“, 9.12.1979, Section E, S. 21.

^[9] Ronald Steel, *Our Dark Ambitions for Henry Kissinger*, in: „The Washington Post“, 24.7.1983, S. C1.

^[10] Henry Kissinger im Herbst 1974 während einer Debatte über Washingtons Haltung im Zypern-Konflikt, zit. nach Leslie H. Gelb, *What, exactly, is the Kissinger legacy?*, in: „The New York Times Magazine“, 31.10.1976, Section SM, S. 79.

^[11] Bernd Greiner, *9/11: Der Tag, die Angst, die Folgen*, München 2011, S. 131-159.

Themen: [USA](#), [Geschichte](#), [Globalisierung](#)

Aus: [»Blätter« 10/2020](#), S. 63-71